

Künstler : Lehrgang zwischen Traum und Handwerk

Autor(en): **Monteil, Annemarie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **66 (1986)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-164353>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Annemarie Monteil

Künstler: Lehrgang zwischen Traum und Handwerk

Wie wird man Künstler in der Schweiz?

Die Frage wurde aufgeworfen, als Florens Deuchler an dieser Stelle über die Ausbildung der Kunsthistoriker in der Schweiz schrieb. Tatsächlich: ohne die Werke der Künstler wären auch die Kunsthistoriker überflüssig.

Der Weg, Künstler zu werden, ging im letzten Jahrhundert für junge Schweizer meist über Akademien im Ausland. Beliebte waren Paris und München. Auch Meister nahmen in ihre Ateliers Schüler auf. Wer auf die schweizerische Heimat angewiesen blieb, suchte oft das Handwerk in einer Lehre bei einem Flach- oder Dekorationsmaler zu erwerben (Ferdinand Hodler ist ein illustres Beispiel), um sich gleichzeitig oder später an Kursen in Gewerbeschulen im Zeichnen zu vervollkommen.

Eine schlüssige Beschreibung der «Künstler-Ausbildung heute in der Schweiz» stösst auf Schwierigkeiten. Denn es existieren bei uns zwar Kunstgewerbeschulen mit staatlich anerkannten Abschlüssen zur Erlernung angewandter Künste wie Grafik, Fotografie, Textil, Keramik und so fort. Aber es gibt den mit analogem Lehrgang und staatlich anerkanntem Diplom versehenen Künstlerberuf nicht. (Unter «Künstler» wird in diesem Bericht immer der weibliche sowie der männliche Künstler verstanden.)

Die Statistik in der Schweiz registriert nun aber allein in der Vereinigung der GSMBA (Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten) über 1800 Künstler. Und viele Kunstschaffende sind nirgends eingetragen. Ihre Werdegänge sind derart verschieden, dass die Frage nach der Künstlerausbildung eigentlich mit vielen persönlichen Biographien beantwortet werden müsste.

Das heisst nun aber nicht, dass es bei uns keinerlei Ausbildungsstätten für freie Künstler gibt. Kunstgewerbeschulen haben einzelne Klassen gebildet, auch auf privater Basis bestehen Möglichkeiten. Aber in sich geschlossene, staatlich, respektive kantonale subventionierte Kunstschulen gibt es in der Schweiz nur zwei: die «Mal- und Bildhauerklassen» in Basel und die «*école supérieure d'art visuel*» in Genf. Diese beiden werden hier ausführlicher beschrieben. In gewissem Sinne stehen sie auch als Modelle für die erwähnten Zusatzklassen in den Kunstgewerbeschulen. Als Ergänzung

möchten wir kurz die Berufsaussichten und die materielle Situation des Künstlers beleuchten.

Basel: Mal- und Bildhauerklasse

Viele europäische Kunstschulen sind aus höfischen Akademien entstanden. Im Unterschied dazu sind die Gestalterschulen in der deutschen Schweiz aus der gewerblichen Berufsbildung gewachsen. In Basel bestand bereits 1796 eine Schule für Modellieren und Zeichnen, zum Zweck, die berufliche Tüchtigkeit der Handwerker zu fördern. Daraus entwickelte sich die «Allgemeine Gewerbeschule». Sie war schon früh mit Künstlern verknüpft. Denn — ähnlich wie beim erwähnten Hodler — gehörte es zur Basler Künstlertradition, dass noch bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts gestalterisch Interessierte den Beruf des Flach- oder Dekorationsmalers ergriffen, um mit Kursen an der Gewerbeschule später zum freien Künstler zu avancieren.

Seit einigen Jahren besitzt die Allgemeine Gewerbeschule eine spezielle Abteilung, die «Schule für Gestaltung», zu der die Mal- und Bildhauerklassen zählen.

Der *Eintritt* in die Mal- oder Bildhauerklasse ist so begehrt, dass zwei Drittel der Bewerber abgewiesen werden müssen. Aufnahmebedingungen: Wer mindestens zwanzig Jahre alt ist, eine abgeschlossene Berufslehre oder eine Matura besitzt und zudem eine künstlerische Vorbildung (wie den einjährigen «Vorkurs» oder etwas Gleichwertiges) vorzuweisen hat: der kann sich um die Aufnahme bewerben. Dazu muss er Arbeiten einreichen. Für die Malklasse hat eine kleine Jury die schwierige Aufgabe, nicht einfach die «besten», sondern die «entwicklungsfähigsten» Kandidaten herauszufinden.

Die Ausbildung dauert zwei Jahre. Das Programm umfasst vierundzwanzig Wochenstunden: «farbiges Gestalten» für die Maler, «freies räumliches Gestalten» für die Bildhauer. Dazu kommen weitere Unterrichtsstunden in theoretischen Fächern oder in grafischen Techniken, die grosenteils fakultativ sind.

Ein eigentlicher Abschluss besteht nicht. Der Absolvent besitzt am Ende der zwei Jahre ein Testatheft, in dem die besuchten Wochenstunden von den jeweiligen Lehrern visitiert wurden. Eine schriftliche Qualifizierung, also eine Art Würdigung der persönlichen Fähigkeiten, wird auf Wunsch von der Fachklassenleitung abgegeben.

Soweit das trockene Stundenplangerüst. Stil und Farbe erhält es durch die Persönlichkeit des jeweiligen Hauptlehrers. Das trifft natürlich auf jedes Studium, auf jeden Lehrgang zu. Auf die Künstlerklassen in Basel



Hausbemalung 1970 (Haus Sulzer, Riehen). «Kunst am Bau» aus der «Klasse Fedier» in Basel, 1970.

aber in besonderem Masse, weil es nur zwei Fachlehrer gibt und diese selbst freie Künstler sind. Glücklicherweise ist dieser «freie Künstler als Lehrer» noch von den Meistern der alten Akademien übriggeblieben.

Dass die *Malklasse* heute meist unter dem Begriff «Klasse Fedier» läuft, belegt das Meister-Schüler-Verhältnis am besten. Franz Fedier, der Leiter, drängt zwar seinen Studenten in keiner Weise den eigenen Stil auf, er malt ja auch nicht selbst in der Schule. Er will vielmehr «dem Schüler helfen, seine persönliche Bildsprache zu finden». Ölmalerei im Sinn von akademischer Porträt-, Figuren- oder Landschaftsmalerei wird nicht gelehrt. Für die «Kunst am Bau» findet Fedier einmal pro Semester spezifische Aufgaben, zum Beispiel Bemalung von Hauswänden, eines Steinbruchs.

Der Basler *Bildhauerklasse* steht *Johannes Burla* vor. Um Burlas Schüler zu werden, hat man am besten eine Handwerkerlehre hinter sich. Wer aufgenommen wird, bestimmt Burla im Alleingang. Zehn bis fünfzehn Studenten zählt eine Klasse. Auch hier warten Hunderte. Die Schüler tauschen ihr technisches Wissen aus: Nach zwei Jahren sind sie alle Profis im Umgang mit Holz-, Metall- und Steinbearbeitung, mit den verschiedensten Werkzeugen und Maschinen. «Ich lehre den Studenten das Vokabular, wie es ein Schriftsteller auch haben muss», sagt Burla. Unterschiede zwischen

freier und angewandter Kunst gibt es nicht. Tische oder Geländer herzustellen, ist in der Klasse ebenso wichtig wie eine Plastik. Damit hat jeder Schüler im späteren Leben eine Existenzbasis. Zum obligatorischen Pensum gehören Physik, Philosophie und Farbe im räumlichen Gestalten. Realistisch-figürliches Abbilden wird nicht gelehrt. Um Praxisnähe zu erproben, hat Burla ein eigenes System: Er zieht — wie einst die Meister — seine Schüler zu für Auftragsarbeiten, die er selbst als Bildhauer zu entwerfen und auszuführen hat. Damit wird auch Geld verdient, denn die materialaufwendige Bildhauerklasse leidet besonders am notorischen Geldmangel der Schule.

Seit zwei Jahren führt die Basler Schule für Gestaltung als Pilotkurs auch eine «Fachklasse für audiovisuelles Gestalten».

L'école supérieure d'art visuel (ESAV) in Genf

Bis vor kurzem galt die ESAV — wie man die école supérieure d'art visuel überall nennt — in der deutschen Schweiz als Geheimtip. Erst neuerdings nimmt man sie auf breiterer Basis zur Kenntnis. Und dies nicht, weil die ESAV Propaganda macht, sondern weil ihre Absolventen und Absolventinnen anlässlich von Ausstellungen durch eigenwilliges, auf die neuesten Medien bezogenes Arbeiten auffallen.

Zehn Jahre alt ist die ESAV. Gewachsen ist diese «Hochschule der visuellen Kunst» aus der ehemaligen Genfer école des beaux arts, deren festgefahrene Traditionen dem Aufwind der achtundsechziger Ansprüche nicht mehr standhielten. Leiter und Lehrer haben ein Programm entwickelt, das alle als «Experiment» empfanden, das sich nun jedoch vorzüglich zu bewähren scheint.

Heute werden rund 300 Studenten von 40 Lehrern, teils mit Halbtagspensen, unterrichtet. Für Lehraufträge und Workshops werden bekannte Künstler aus verschiedenen Ländern nach Genf geholt. Die finanziellen Mittel liefert der Kanton Genf.

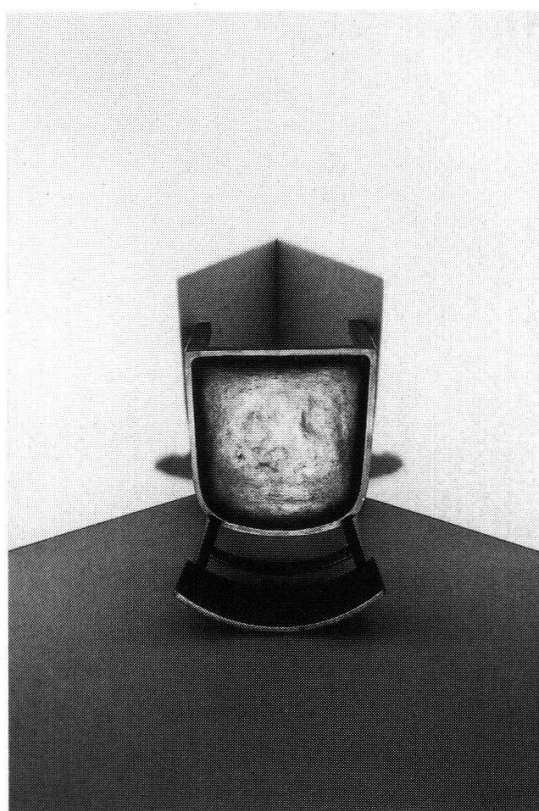
Organisation der ESAV:

Wer einen Studienplatz an der ESAV möchte, muss — ähnlich wie in Basel — mindestens neunzehn Jahre alt sein und über einen Maturitätsausweis oder einen ähnlichen Abschluss verfügen, sonst aber ein theoretisches «Mémoire» ablegen. Das Hauptgewicht liegt auf der gestalterischen Aufnahmeprüfung, wobei jede Abteilung bestimmte Aufgaben stellt.

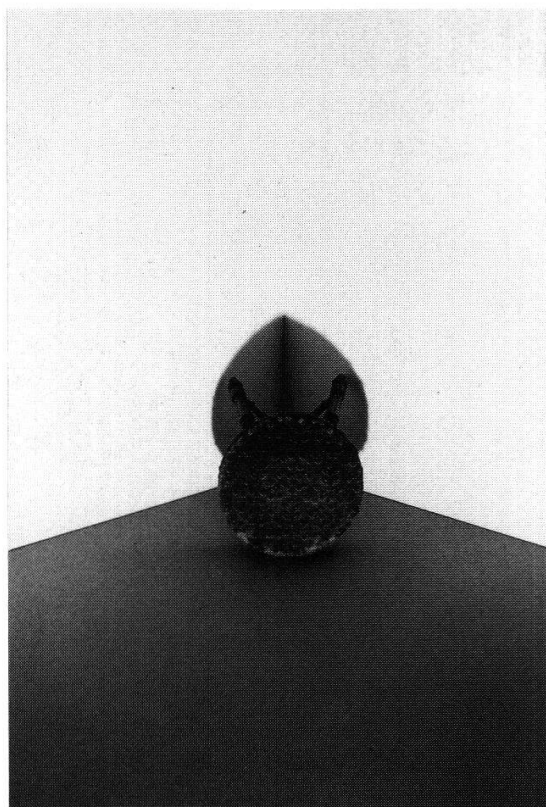
Das Angebot für den Lehrgang ist an praktischen und theoretischen Fächern so reich, dass man eigentlich von einer «Akademie» reden könnte, wenn auch der offizielle Titel fehlt.

Innerhalb der praktisch-technischen Ausbildung gibt es die vier Hauptsektionen Malerei, Plastik, Grafik/Zeichnen, Media-mix. Zudem ist jeder dieser Sektoren unterteilt in Spezialateliers, etwa in der Plastik nach Steinhauen, Metallarbeiten, Modellieren und so fort. Ein zukünftiger Maler kann zum Beispiel entweder spontan, oder aber akademisch à la 19. Jahrhundert sich ausdrücken lernen.

Eine Spezialität der ESAV ist die Media-mix-Abteilung, die nicht nur alle erwähnten Fächer umfasst, sondern zu der auch Film, Video, Fotografie, Textanalyse zählen. Am bekanntesten ist hier das Atelier



De la série «Objets photographiques». Photographie 123×90 cm. Bernard Voita/Mitja Tusek, 1985.



De la série «Objets photographiques». Photographie 123×90 cm. Bernard Voita/Mitja Tusek, 1985.

von Silvie und Chérif Defraoui: ein Ort, wo die verschiedenen Medien und Techniken in Verbindung gebracht werden, um eigenständige «Bilder» im weitesten Sinn zu erarbeiten.

Die theoretische Ausbildung ist ein wesentlicher und obligatorischer Bestandteil des Lehrgangs. Sie findet sowohl an der ESAV als auch an der nahen Universität statt und reicht von Kunstgeschichte zur Anatomie oder Psychologie. Auch hier kann der Student durch die Wahl die Weichen stellen für seine spätere Berufsausrichtung, vom freien Künstler zum sozio-kulturellen Animator.

Die Lehre der Freiheit:

Die meistgebrauchten Begriffe, die man von den Leitern der ESAV hört, sind «*liberté*» und «*responsabilité*»: Man versteht unter Freiheit, dass jeder die Selbstverantwortung übernimmt für das von ihm Gewählte.

So ist die Wahl der Fächer frei, fixiert ist nur die Anzahl der Stunden, zweiunddreissig pro Woche, sowie die Verteilung auf einen Drittel praktische Fächer, zwei Drittel Theorie, «*réflexion*». Direktor Michel Rappo sähe es am liebsten, «die 300 Studenten hätten 300 eigene Lehrgänge».

Der Schüler ist verantwortlich für die Einhaltung der (nach *contrat de travail* mit den betreffenden Lehrern vereinbarten) Stunden. Wer sie nicht besucht, gehört nicht an die ESAV. Rausschmisse gibt es zwar keine. Aber Gespräche mit den Lehrern führen dazu, dass nach dem ersten Jahr, der «*période d'essai*», 30 Prozent die ESAV freiwillig verlassen. Auch während der folgenden Jahre finden immer wieder Rückweisungen statt, die «*en discussion*» erarbeitet sind.

Eine Jury urteilt nach jedem Semester über die Arbeiten der Studenten innerhalb einer kleinen hausinternen Ausstellung. Die kritische Beurteilung gibt dem jungen Gestalter Hinweise auf technisches und geistiges Weiterarbeiten. Und sie bereitet ihn vor auf die rauheren Winde des späteren Künstlerdaseins.

Nach vier Studienjahren erhält der ESAV-Student ein Diplom, mit Erwähnung seiner spezifischen Ausbildung. Er hat noch die Möglichkeit zu einem «*perfectionnement artistique*», einer Art Meisterkurs.

Weitere Möglichkeiten

Keinesfalls soll der Eindruck entstehen, dass nur aus den «freien» Schulen Basel und Genf Künstler hervordachsen. Es kann jedoch nicht Sache dieses Berichtes sein, sämtliche Ausbildungsmöglichkeiten für Künstler aufzuzählen.

Immerhin sei gesagt, dass zum Beispiel Absolventen der *Kunstgewerbeschule Luzern* immer wieder durch starke Arbeiten auffallen, wobei die Fachklasse für Bildhauer unter Anton Egloff einen guten Ruf hat. In Zürich bietet die von einer privaten Stiftung getragene «*F+F, Schule für experimentelle Gestaltung*» eine drei- bis vierjährige Ausbildung an; sie besitzt wie die privaten Schulen überhaupt die Chance des raschen Reagierens und Vorantreibens von Kunstrichtungen.

Nicht vergessen sei die Ausbildung der Zeichnungslehrer, aus deren Reihen nicht allein Kunstpädagogen, sondern oft auch vorzügliche Freischaffende hervorgehen.

Die knappe und lückenhafte Übersicht belegt, dass es verschiedene Wege und manchmal auch notwendige Umwege (etwa über ein Handwerk oder ein anderes Studium) gibt, sich zum Künstler auszubilden. Begabung, Neigung, Charakter müssten sorgfältig geprüft werden, um einem jungen Menschen, der in sich den Drang zum Künstler spürt, zu raten. Denn je nach Wahl der Schule stehen ihm nur bestimmte Richtungen, Lehrpläne, technische Möglichkeiten offen, mit Ausnahme der fast alles anbietenden ESAV, wobei hier eine intellektuelle Komponente auch nicht jedem zuzusagen könnte.

Die für Uneingeweihte verwirrende Vielfalt der Institutionen zur Künstlerausbildung wurde geschildert, um einerseits die Situation des Künstlerwerdens schon vor dem Eintritt in eine Schule zu zeigen, andererseits einen Wunsch an die kunstpädagogischen Institutionen anzubringen: Dringend notwendig wäre ein Verzeichnis der verschiedenen Schulen und Abteilungen für freie Kunst, mit Angabe der Eintrittsbedingungen, der Lehrpläne, Studiendauer und der gestalterischen Ausrichtung. Eine solche Information könnte unter anderem den Berufsberatern zur Verfügung gestellt werden, die – wie das Zentralsekretariat der GSMBA mit Bedauern erfahren hat – meist ziemlich hilflos sind in der Beratung von künstlerisch begabten Jugendlichen.

Auch Universitäten dürften sich für eine solche Broschüre interessieren. Denn warum sollte ein Student der Kunstgeschichte seine visuellen Fähigkeiten nicht auch einmal in einem Kurs der Kunstschulen trainieren? Querverbindungen wären längst fällig.

Sind Kunstschulen notwendig?

Künstler früherer Jahrhunderte pochten stolz auf ihre Ausbildung bei einem berühmten Künstler-Lehrer oder in einer Akademie. Heute setzt mancher der «jungen Wilden» lieber in seine Biographie «Autodidakt», oder er verzichtet auf die Erwähnung seines Ausbildungsortes. Er könnte sich auch auf Vincent van Gogh berufen, der in einem Brief schrieb: *«In gewissem Sinne bin ich froh, dass ich Malen nicht gelernt habe.»* Nun sind jedoch die van Goghs rar pro Jahrhundert.

Aber tatsächlich werfen gerade Kunstvermittler heute gern die Frage auf, ob es überhaupt noch Kunstschulen brauche. Man werde als Künstler geboren, und die «akademische» Ausbildung hemme eher die individuelle Entwicklung, als sie zu fördern. (Nicht ohne Grund liebt man heute den Begriff «Selbstfindung».)

Gewiss ist ein Schüler während seiner Studienzeit irgendwie geprägt vom Lehrer, auch heute, wo Lehrer von Gestalterschulen zu versichern

pflegen, sie wollten kein Idealprofil eines Künstlers schaffen, sondern die Eigenart eines jeden fördern. Aber die Angst vor Einflüssen scheint mir höchst überflüssig. Prägungen durch starke Lehrerpersönlichkeiten sind in jeder Ausbildung vorhanden, von der Universität über die technischen Hochschulen bis zu den Konservatorien. Wer sich davon nach dem Studium nicht befreit, ist eben ein mittelmässiger Künstler. Der starke Gestalter findet bald seinen eigenen Weg. Ja, nach strengerer Zucht kann es sogar zu kreativen Explosionen kommen (manche DDR-Künstler belegen es). Die schwächeren Kunstschaffenden aber haben zumindest Leitplanken und eine solide Technik.

Dass es immer wieder Autodidakten als herausragende Künstler gibt, spricht primär nicht gegen Schulen. Wer von Berufs wegen, wie die Schreibende, viele Ausstellungen besucht, Stipendienbewerbungen ansieht, der weiss ein solides Handwerk zu schätzen. Bildmitteilungen sind eine Sprache wie jede andere. Nur wer die Mittel dazu beherrscht und dann den geistigen Aussagegehalt besitzt, bei dem kann auch das Stammeln — Kunst sein.

Neben dem handwerklichen Know-how vermitteln Kunstschulen weitere Kenntnisse aus Geistes- und Kunstgeschichte. Diese «Denk-Fächer» sind wichtig in einer Zeit, da der Künstler einfach nicht mehr nur naiv sein kann. Künstlerausbildungsstätten betrachten sich immer mehr als «Durchgangsstationen zum Fördern des kreativen Denkens und Schaffens überhaupt», so sagt es Daniel Reist, der Direktor der Basler Schule für Gestaltung. Das alte «*Bilde Künstler, rede nicht*» hat jedenfalls heute einiges an Gültigkeit verloren.

Die Situation des Künstlers

Künstler-Ausbildung ist das eine; als Künstler durchs Leben kommen, ist das andere.

Der grössere Teil der Absolventen von Kunstschulen landet in anderen, wenn auch oft verwandten Berufen. Manche sind tätig als Lehrer in gestalterischen oder psychologischen Bereichen. Sie werden Atelierleiter, arbeiten für Film, Theater, Agenturen, sind beschäftigt im Tourismus oder in irgendwelchen Büros. Das ist nicht einfach zu bedauern. Das in Kunstschulen angelegte «kreative Potential» soll ja auch in andere Domänen hineinwirken.

Wer die Laufbahn als freischaffender Künstler wagt, ist zweifellos unsicherer. Unter ihnen gibt es zwar manche, die erfolgreich sind und ihr Einkommen haben. Und tatsächlich floriert der Kunsthandel heute wie kaum je zuvor, schafft aber auch Namenkarussells. Andere Künstler — und

es gibt sehr gute darunter — haben trotz jahrelanger Ausbildung Mühe, das Existenzminimum zu erreichen. Oft müssen sie einen Zweitberuf oder eine Aushilfsarbeit suchen. Die Ehefrauen verdienen mit. Das Finden eines erschwinglichen Ateliers ist problematisch.

Völlig unsensibel ist nun allerdings die Öffentlichkeit nicht gegenüber den Schwierigkeiten des Künstlerberufs. Eidgenössische und kantonale Massnahmen tragen zur Verbesserung der Situation bei: Es gibt Stipendien und bezahlte Auslandsaufenthalte. Der Bau von Ateliers wird neuerdings manchmal in die Infrastruktur von Überbauungen einbezogen.

Man hat auch Modelle von «Künstlergehältern» diskutiert, wie sie zum Beispiel in Holland seit einiger Zeit bestehen, also garantierte Minimaleinkommen mit allfälligen Gegenleistungen von Werken. Das dürfte aber keine Lösung sein. In den Niederlanden sind die Erfahrungen schlecht: Die Galerien klagen über das Sinken des künstlerischen Niveaus, und die Depots der Museen platzen. Allein Amsterdam «kauft» wöchentlich 300 bis 400 Bilder (Karla Frohbeck: «Kunstförderung im internationalen Vergleich», DuMont Verlag).

Wichtiger zur Verbesserung der Lebenssituation des Künstlers sind angemessene Sozialversicherungen. Denn bei Krankheit und Alter kann es zu Härtefällen kommen. Private Initiativen möchten solcher Not vorbeugen. Es existiert eine «*Unterstützungskasse für schweizerische bildende Künstler*», getragen vom Schweizerischen Kunstverein und den Dachverbänden der Bildenden Künstler. Die 1984 gegründete Apothéloz-Stiftung (ebenfalls unter anderem getragen von GSMBA und GSMBK) bezweckt, Kulturschaffenden eine angemessene berufliche Vorsorge (zweite Säule) und andere Versicherungen zu günstigen Bedingungen anzubieten (Ergänzung zur AHV). Das sind vorbildliche Massnahmen, die auf eidgenössischer Ebene Wege weisen können.

Immer mehr greifen Künstler zu Selbsthilfeaktionen, wie etwa zu Produzentengalerien, zu Ateliergemeinschaften in alten Fabriken, zu Ausstellungsgelegenheiten in Abbruchhäusern. Was den jungen Gestaltern, wohltrainiert in der Fitness der Phantasie, alles einfällt, würde einen eigenen abenteuerlichen Bericht abgeben.

Stand und Aussicht

Gestalterschulen in der Schweiz sind zwar keine Idealinstitutionen. Aber wenn Florens Deuchler bedauert, dass sich die Universität im Hinblick der Studenten auf gesicherten Broterwerb «immer peinlicher in Richtung einer Berufsschule entwickelt» (Walter Benjamin beklagte schon vor siebzig Jahren «die Verfälschung des Schöpfergeistes in Berufsgeist» an

den Hochschulen) — dann sind die Kunstschulen die notwendigen Gegensteuerungen. Sie sind flexibel, sind lebensvolle Orte der Auseinandersetzung mit den visuellen Erscheinungen und geistigen Problemen unserer Gegenwart. Und profitorientiertes Karrieredenken kann bei den Künstlern mit ihren dornenvollen Berufsaussichten ohnehin nicht grassieren.

Heute wächst zudem die Einsicht, dass unsere Welt kreativ trainierte und kreativ schaffende Menschen braucht, dass Künstler seit je Fermente des Lebendigseins sind und — wenn auch nicht immer angenehme — Garanten der Sinndeutung unseres Tuns.

Man darf folgern, dass die Ausbildung von Gestaltern und Künstlern eine Aufgabe von nationaler Bedeutung ist (was schon im Clottu-Bericht 1975 festgehalten wurde).

Weil nun aber das eidgenössische Berufsbildungsgesetz keine Berufsformulierung für den Künstler enthält, werden viele Kantone nicht veranlasst, Stipendienbeiträge an das Studium angehender Künstler zu geben.

Aufgrund solcher Einsichten fanden sich vor Jahresfrist rund sechzig Teilnehmer zu einem «*Symposium zur Situation der Künstlerausbildung*» in Boswil zusammen. Und wie das in der Schweiz so üblich ist, gründete man vorerst einen Verein, das «*Forum bildende Kunst*».

Wenn früher bei Diskussionen über Kunstschulen in der Schweiz meist eine «Nationale Akademie» gefordert wurde, verwarf man in Boswil diesen Gedanken: Man wolle keine «Gestalter-ETH», die dem Föderalismus zu wenig Rechnung trage. Die Suche des Forums startet gegenwärtig in Richtung von Modellen, die den heutigen Musik-Akademien vergleichbar sind. Auch die Genfer ESAV kann als eine Art Vorbild gelten.

Vor allem aber geht es dem Forum bildende Kunst darum, die Anliegen jener Schulen, die sich mit Künstlerausbildung befassen, gegenüber den Behörden von Bund, Kantonen und Gemeinden zu vertreten. Gesamtschweizerisch soll erreicht werden, dass der Künstler in der Schweiz als Person und Beruf (so gut wie Koch oder Jurist) anerkannt wird mit allen Konsequenzen auf ökonomischem und sozialem Gebiet. Die Gestalter-schulen sollen von den Behörden nicht durch rein wirtschaftliches Nutzdenken gehemmt werden, sondern dem kulturellen Bereich angehängt sein, wie es die Universitäten dem wissenschaftlichen sind. Zu den anvisierten Zielen gehören auch die «Harmonisierung des Stipendienwesens; Möglichkeiten des Lehrer- und Schüleraustausches, sowohl national als international; Förderung der Kunstforschung innerhalb aller Schulen». Und als Cantus Firmus natürlich der Wunsch nach «verbesserten öffentlichen Beiträgen».

Ausser den materiellen Forderungen klingt das Programm des Forums bildende Kunst noch etwas diffus.

Es ist immerhin festzuhalten, dass nur dann ein öffentlich anerkanntes

«Berufsbild» entstehen kann, wenn eine Schule mit einem Lehrgang zu einem beurteilbaren Abschluss führt. Ob für das komplexe Gebiet der Kunst solch feste Umrisse möglich und überhaupt erwünscht sind, bleibt allerdings recht fraglich.

Die Mitglieder des Vorstandes des Forums bildende Kunst sind Fachleute, Leiter und Lehrer von Gestalterschulen. Ihre Erfahrung dürfte Gewähr leisten für gezielte und auch praktisch realisierbare Vorschläge. Jedenfalls sind für die nächste Zeit Konkretisierungen geplant.

Als willkommene «Illustration» zu diesen Ausführungen findet vom 27. September bis 12. Oktober in der Kunsthalle Bern eine Ausstellung von Schülern und Absolventen der ESAV Genf statt: «Von Bildern. Künstler aus Genf». Manches von der ebenso analytischen wie bildintensiven Arbeit dieser Schule wird dabei zum Ausdruck kommen. Gleichzeitig möchte die Ausstellung die Diskussion um eine «Freie Klasse an der Berner Schule für Gestaltung» in Gang setzen. Die Künstler-Ausbildung bleibt also im Gespräch.

Ein klarer Favorit!

SCHWEIZER  **MARKENBIERE**
LIEBE AUF DEN ERSTEN SCHLUCK!